Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 17. 1. 1937 | Nr. 3

Gegen die neuzeitlichen Dünkel

Die neue Zeit hat gründlich mit all den überkommenen Dingen einer vergangenen Epoche aufgeräumt. Die Vorurteile, entstanden durch Standesdünkel, völlig unberechtigte Überheblichkeit, oft nur auf dem Geldsäckel fußend, durch Einbildung, die keinerlei Existenzberechtigung hatte — dies alles ist durch die Neugestaltung des deutschen Lebens weggespült, weggeschwemmt. Und wie nach einem Sturm nur das verbleibt, was tief verwurzelt und widerstandsfähig ist, was sich durch die Gewalt seiner Kraft halten konnte, so ist auch hier bei dem Sturm der Erneuerung all das hinweggefegt worden, was sich hemmend der Bildung einer Volksgemeinschaft in den Weg stellte.

Dieser Sturm hat an den Grenzen nicht halt gemacht. Er hat auch bei uns für mancherlei Reinigung in dieser Beziehung gesorgt. Aber mit Stolz kann man dort sagen, daß es in unseren Reihen mit der Hochnäsigkeit und dem Standesdünkel nicht allzu schlimm bestellt war. Gewiß, es gab Leute die scheinbar durch die Höhe ihres Stehkragens gezwungen waren, über ihre Volksgenossen hinwegzusehen. Es gab Leute, denen die Reitpeitsche unter dem Arm näher schien als die Not der Nächsten, die den Handwerker, geschweige denn den Arbeiter übersahen. Aber Gott sei Dank sind das Ausnahmen geblieben. Im Grunde haben hier doch alle verstanden, daß wir zusammengehören, in einen festgefügten Block der Einigkeit, wenn wir uns halten wollten: Bauer, Handwerker, Arbeiter, Großgrundbesitzer, Angestellter, Fabrikherr. Die Kandidatenlisten aus den vergangenen Wahlepochen mögen neben vielen anderen Beweisstücken als Belege dienen.

Mit der neuen Zeit entstand eine Vertiefung des Begriffes „Volksgemeinschaft". Wir freuen uns, daß die letzten Schranken zwischen den Volksgenossen beseitigt schienen und die Überreste einer vergangenen Epoche verschwunden sind: Dünkel, dumme Einbildung, Überheblichkeit.

Daher hieße mit geschlossenen Augen durch die Welt gehen, wollte man nicht mit Schrecken Anzeichen neuer Gefahren entdecken. Der eben noch so verlachte Dünkel, die verspottete Einbildung, sie drohen aufzuerstehen in neuer Form. Und so seltsam es immer erscheinen mag: Gerade die Menschen, die sich noch eben über die Klassen- und Standesunterschiede erregten, die die Hochnäsigkeit einer sogenannten „Herrenkaste" bekämpften, verfallen in die gleichen Fehler! Es gibt tatsächlich heutzutage Volksgenossen, die da glauben, irgend ein Abzeichen am Rockaufschlag berechtige, auf ihre Umwelt herabzuschauen! Diese Leute halten sich, wie einstmals die „Oberen Zehntausend" für die Elite, die Herren der Schöpfung, die für die Menschen, die kein derartiges Abzeichen haben, nur ein verächtliches Lächeln übrighaben. Es ist ein Bild, das geradezu zur Satyre herausfordert: Diese Leute, die sich eben noch getreten und vernachlässigt fühlten, plötzlich als die hochnäsige „Auslese" zu sehen. Und alles wegen eines Stückchens Blech am Rockaufschlag!

Denn die Haltung beweist doch eben, daß sich gar nichts an diesen Menschen geändert hat. Sie sind die gleichen geblieben, sie sind keine vollkommen erneuerten Menschen geworden, die sich durch Kameradschaftsgeist, gegenseitige Hilfe, Kampfgeist und Einsatzbereitschaft auszeichnen. Da können sie noch so sehr mit Schlagworten herumwerfen — das ändert nichts an der Tatsache, sondern kann höchstens ein schallendes Gelächter auslösen — wie bei der Behauptung eines dieser Helden: Sie hätten jetzt den Sieg errungen und die Führung übernommen!

Diese Aufgeblasenheit und dieser Dünkel passen nicht zu dem neuen deutschen Menschen, wie ihn Adolf Hitler fordert und wie er ihn uns vorlebt.

Zur Schaffung der wahren Volksgemeinschaft können wir keine Menschen mit Vorurteilen gebrauchen, mit Dünkel und mit Überheblichkeit. Wir brauchen Männer, die Hand anlegen, die zusammenhalten können, die immer den Sinn unserer Lage verstehen und begreifen, daß wir alle vereint erst die Gemeinschaft bilden, die uns Kraft gibt. Wir brauchen eine Jugend, die frei ist von Überheblichkeit und die willens ist, ihren Schwung, ihre Begeisterung einzusetzen für jeden einzelnen unserer Volksgenossen, gleich ob er arm oder reich, Arbeiter oder Fabrikherr ist. Wir können keine Leute mit Dünkel gebrauchen.

Dankwarth.

Der Weise mit dem adeligen Herzen
bedarf des Schwertes und des Hammers nicht.
Und Heldentum ist nicht ein Berg von Schmerzen,
ertragen und im Geist verinnerlicht:

Des Gottes Beispiel spricht gewaltig erzen,
nennt eine Treue, die kein Tod zerbricht:
Der Weise mit dem adeligen Herzen
nachlebend lebt die angeborene Pflicht.

Laß, Bruder, mich den großen Göttern danken,
daß sie dich sandten, der im Kampfgedränge
aufrief dies Herz, um dauernd es zu binden.

Laß mich, zuhöchst, den Abgrund der Gedanken,
Triumph im Tod und Becher der Gesänge,
die Stirn des Opfers mit dem Kranz umwinden!

Josef Weinheber.
Aus dem Gedichtwerk „Heroische Trilogie".

Wie ein Regiment aufgerichtet wurde,

aber das liebe Geld zu diesem Zweck nicht immer vorhanden war.

Diese Abhandlung haben wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages Hesse & Becker-Leipzig dem soeben erschienenen Werke „Vorwärts . . . vorwärts . . ." — das Buch vom deutschen Landsknecht v. Lezius entnommen.

Sah sich zu der Zeit, von der unser Buch handelt, ein Landesfürst genötigt, gegen ein anderes Land zu Felde zu ziehen, so stand ihm nicht wie heute ein schlagbereites Heer zur Verfügung, das nur durch Einziehung der gedienten Mannschaften auf Kriegsstärke gebracht zu werden braucht. Außer einer kleinen Schar von Palastgarden oder Haustrabanten, die mitunter mehr Türhüter und Lakaien als wirkliche Soldaten darstellten, hatte er keinen Truppenteil unter Waffen. Im Kriegsfalle mußten also erst die Regimenter, mit denen er seine Schlachten schlagen wollte, errichtet werden. Wer aber sollte dies für ihn tun? Der Fürst mußte deshalb Verbindungen aufnehmen mit berühmten Kriegsleuten, die sich in früheren Feldzügen schon Ruhm und Ehre erkämpft hatten und allgemein im Volke in großem Ansehen standen.

Solch ein alter Haudegen saß in ruhigen Friedenszeiten beschaulich auf seinem Schloß, das ihm durch Geburt zu eigen oder für seine Verdienste von seinem Fürsten zu Lehen gegeben war, und wartete die Zeit ab, bis der Ruf an ihn erging.

Diese Herren waren meistens ein sehr kriegerisches Völklein, sie hatten sich dem Degen verschworen, und Krieg und Kriegsdienst war ihr Handwerk. Gute Verwandte und Freunde innerhalb der Sippe gab es genug, und wenn es einem Fürsten gelang, einen von ihnen für sich zu gewinnen, so konnte er in den meisten Fällen auch gleichzeitig mit den anderen rechnen. Er durfte überzeugt sein, daß sie bei der Werbung ihrer Fähnlein, von denen mehrere ein Regiment bildeten, den gewünschten Zulauf hatten.

Unter „**Regiment**" verstand man aber zur damaligen Zeit nicht eine Truppenabteilung von bestimmter Größe und Stärke, sondern es war die kriegerische Gesellschaft, die unter festen Bedingungen und Bindungen auf gewisse Zeit zusammentrat, um unter Anführung ihres obersten Hauptmanns, nachher kurz Oberst genannt, gegen eine Geldentschädigung ins Feld zu ziehen. Der Oberst hatte also auf Geheiß seines Fürsten ein Regiment aufzustellen oder, wie man damals sagte, es wurde „aufgerichtet". Um eine solche „Aufrichtung" vornehmen zu können, erhielten die Feldobersten sogenannte Bestallungsbriefe, welche sie zur Anwerbung einer bestimmten Anzahl von Knechten ermächtigten. Ein Bestallungsbrief oder Werbepatent, wie man damals auch sagte, hatte den nachstehenden Wortlaut:

„Wir, Maximilian I., Sancti Imperii Romani imperator etc. etc., Allen Churfürsten, Fürsten, Obrigkeiten, Unterthanen und Lieben Getreuen, weß Standes und Würden sie seien, insonderheit auch Unsern fürstlichen erblichen Ländern unseren Gruß zuvor. Nachdem wir aus bewegenden Ursachen beschlossen, zu Heiligen Römischen Reichs und Teutscher Nation Wohlfahrt Unser Heer durch eine Anzahl teutschen Kriegsvolks zu vermehren und zu dessen Werbung Unsern Hauptmann und des Reichs lieben Getreuen N. N. beauftragt haben, so befehlen wir und fordern hiermit männiglich auf, gedachten Unseren Hauptmann überall in Unserem Reiche in Churfürsten- und Fürstenthümern, sowie auch in Unsern fürstlichen Erblanden öffentlich umschlagen und Truppen für Unsern Dienst annehmen zu lassen, ihm darin auch nicht hinderlich zu sein, vielmehr seine Unternehmungen nach allen Kräften so zu fördern, wie Wir dies aus obengesagten Gründen gewärtigen. — Urkundlich unter Unsrer eigenhändigen Unterschrift und Kaiserlichen Insiegel usw. usw.

Maximilian."

Beigefügt war diesem Werbepatent der sogenannte „Artikulsbrief", der nicht nur die Bedingungen enthielt, unterhielt, unter denen der Fürst, auch Kriegs- oder Zahlherr genannt, die Söldner in seinen Dienst nahm, sondern auch die Rechte und Pflichten der anzuwerbenden Knechte. Von dem Artikulsbrief wird später noch ausführlich zu reden sein.

Geld, um die angeworbenen Söldner zu bezahlen, konnte jedoch in den seltensten Fällen der Kaiser zur Aufrichtung eines Regiments zur Verfügung stellen. So blieb dem Feldobristen nichts anderes übrig, als seinen Kredit bei Freunden und reichen Kaufherren in Anspruch zu nehmen und selbst diese unangenehmen Bittgänge zu unternehmen. Georg von Frundsberg mußte jedoch in dieser Beziehung traurige Erfahrungen machen. Vor seinem Zuge nach Italien im Jahre 1526 verpfändete er seine Herrschaft Mindelheim und alle Kleinodien für 30 000 Gulden, um seinen Leuten einen halben Monatssold als Abschlag zahlen zu können. Als der wackere Ritter wenige Jahre später gestorben war, fiel es dem Kaiser aber durchaus nicht ein, den Erben die verauslagte Summe zurückzuzahlen.

Das liebe Geld spielte eine große Rolle; auch damals gehörte schon zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld. Das Geld war der Geist, der alles bewegte und in Atem hielt. Vier Gulden erhielt damals der Landsknecht an Monatssold. Als aber Maximilian im Jahre 1516 auch Schweizer, die auf einmal von Frankreich nichts mehr wissen wollten, in seinen Dienst nahm und ihnen einen Gulden mehr als den deutschen Knechten zahlte, kam es zu einer Revolte. Der Kaiser suchte die empörten Landsknechte zu beruhigen, er ergriff selbst einen langen Spieß, die ureigenste Waffe der Landsknechte, und suchte sie durch eine höchst schmeichelhafte Anrede zu beschwichtigen. Ein Tiroler Chronist hat sie uns aufgezeichnet. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„Ihr lobsamen, starken, mannlichen Teutschen! Wie soll ich mit euch reden, daß meine Rede angenehm und von euch aufgemerkt werde? Rede ich mit euch als euer erborner, natürlicher Herr, so ist meine Rede vielleicht nit angenommen, noch bei euch lieblich zu hören. Aber ich hab' euch allen und jedem insonders mein Gehör und Gemerk meiner Verständnis allzeit willig mitgeteilt. Das tuet jetzt auch gegen mir.

Höret mich, ihr lieben Teutschen! Ihr lieben, erkannten, ihr vertrauten Landsknecht! Verlieret nicht euer herrlich Lob, da so schwebt in Asia und Afrika, an mir, eurem Herrn. Bin ich jetzt euer Herr, so ist doch die Herrschaft Gottes, und nicht mein. Wollet ihr mein nicht verschonen, so gedenkt an die Ehre der Teutschen Nation! Ihr seid ja teutsch, euch habe dann die Luft allhie in der Zeit der fünf Jahre, so ihr hier seid, wälsche Herzen und Gemüt eingewährt!

Gedenkt, daß ihr Landsknechte und nicht Schweizer seid, fürchtet doch Gott und das Geschrei, so in aller Welt unaufhörlich erhallen würde. Ihr mögt an mir jetzt wohl oder übel tun. Aber ich erkenne euren Grimm gegen mir nicht beständig; dann was sollt' ich je gegen euch verschuldt haben? Bin ich nit der, der euch in Niederland gegen den Herzog von Geldern viel Gewinns hab zugefügt? Habt ihr denn vergessen, was ich euch an allen Enden der Welt hab angelegt, also daß es jetzt ganz dazu gekommen ist, daß männiglich euch heißt, nennt und beruft „meine Söhne"? Wollt ihr mir das so hoch verweisen, daß ihr eurem Sold ein Klein aufhalten getan habt? Es ist doch dennoch nit meiner, sondern andrer Personen Schuld, die ich zu benennen geschweige aus Ursach. Mag ich denn an allen Orten sein?

So habt ihr deßhalben auch bisher nit viel Not erlitten. Habt ihr aber große Gebresten gelitten, das ist eurer Tugend Schuld. Denn jüngst habt ihr ein gute, reiche Stadt vor euer gehabt, darin ihr wohl etwas zu Aufenthalt befunden hättet, aber ihr habt aus eurer Tugend die Burger darin zu drängen vermieden. Darum ihr hoch zu loben seid! Doch jetzt gelangt euer Not, von den Wälschen abgelehnt, mit Haufen, Schreien und Unfuhr gewaltig an mich. Hab ich euch denn mehr Übles erzeigt, dann die von der Stadt Brescia, die täglich eures Sterbens begehren? Ich laß es aber also gut sein. Das Verschulden ist vielleicht an mir, doch hab' ich's um euch ja nit verdient.

Ihr seht, daß ich zur Ehr der Teutschen so groß Geld verzogen, mein selbs Leib auch nit gespart, sondern dargeboten. Ihr wißt auch, wie ich durch die Schweizer so hoch betrogen worden. Deßhalben ich dießmal an eurer Hilf hier nichts erlangt hab', dann Verschwendung großer Haufen der Münz. Aber ihr, o ihr lieben Teutschen, redlichen Landsknecht! bedenkt die Tapferkeit eurer Herzen. Nie seid ihr die, die allein um Geld, sondern um Ehr gestritten haben. Erkennt ihr mich, so wißt ihr, daß ich euer getreue Hauptmann und Führer und nicht allein mein, sondern euren Ehren hoch begierig bin. Ich bitt' euch, seid fest und männlich, behaltet euch selb und mir die mächtig Stadt Brescia. Wiewohl ich jetzt nit Geld gemünzt hab', noch dennoch damit ihr mich willig befindet, bin ich erbötig, alle meine Credenz, Silbergeschirr und Kleinod euch darzugeben, bittend, in besten solches zu empfangen!"

Aber trotz dieser schönen Rede sind die Knechte nach dem Zeugnis unseres Chronisten nicht „angenehm" gewesen und „ist zu erbarmen, daß einmal die Deutschen so freventlich an ihrem Herrn gehandelt haben, daß doch vorher bei den Deutschen ungewohnt gewesen ist". Der Landsknechte bemächtigte sich nähmlich eine ungeheuere Aufregung, so daß Maximilian sich schleunigst nach Tirol in Sicherheit bringen mußte. „Er wäre von den Seinen zu Lorfers beinahe erschlagen worden, die ihn da schalten einen Apfelkönig, einen Strohkönig und viel ander grausamlich Unehr und erschrecklich Zumutung, daß es Gott in seinem Reich hätt erbarmen mögen." Nur von hundert Treuen geleitet, gelangte der Kaiser über das Gebirge nach Ronsberg.

Aber auch Maximilians Nachfolger hatte mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bartholomäus **Sastrow**, der zum Gefolge Kaiser Karls V. gehörte, als er sich im Jahre 1574 zum Reichstage nach Augsburg begab, berichtet:

„Die deutschen Knechte waren etliche Monate nicht bezahlt worden und es wurde erzählt, daß die Gelder wohl vorhanden gewesen seien, aber der Herzog Alba habe die-

Spruch.

Gib den Flamberg nie aus Händen
In Triumph selbst und Genuß
Denn du brauchst ihn allerenden
Bis zum letzten Atemschluß.

Frieden wirst du nie erkämpfen.
Dennoch; Schmück dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln
Und bekränze auch dein Herz.

Detlef v. Liliencron.

selben verspielt. Da sind etliche von ihnen in der Fähnriche Quartier gefallen, haben drei Fähnlein herausgerissen und sind so mit aufgerichtetem Fähnlein in Schlachtordnung nach dem Weinmarkt gezogen. Als nun die Fahnenträger in der Ordnung dahinziehen, ist ein hoffärtiger Spanier, in der Meinung Ehre zu erlangen, große Gnade bei der kaiserlichen Majestät zu verdienen, zu den Fähnrichen ins Glied gesprungen, und hat dem einen das Fähnlein aus der Hand reißen wollen. Dem Fähnrich folgten drei Schlachtenschwerter; von diesen haut einer diesen Schubiak mitten voneinander wie eine Rübe nach dem Spruche: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Als die Landsknechte den Weinmarkt erreichten, war ein starkes Rennen und Laufen von den spanischen Soldaten, sie besetzten alle Gassen, die auf den Weinmarkt führten; alle Einwohner, zumal Kaufleute, Krämer, die für den Reichstag köstliche Ware, seidenes Gewand, silberne und goldene Kleinodien, Perlen und Edelsteine angeschafft hatten, trugen Sorge, die Stadt möchte geplündert werden, was auch wohl geschehen wäre, wenn die Landsknechte ihre Bezahlung selbst hätten suchen müssen. Deswegen entstand dort ein wildes Rufen, Zusammenlaufen und Getümmel, jeder rüstete sich zum Ernst. Bürger und Fremde lagen auf ihren Häusern und den Gemächern geharnischt, die Röhre und halben Haken zum Feuern bereit, wie es ein jeder zur Beschirmung des Seinen durchsetzen konnte, so daß wohl ein geharnischter Reichstag daraus hätte werden können. Der Kaiser aber schickte zu den Landsknechten und ließ fragen, was sie wollten. Die Schützen hatten ihre Röhre auf dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Lunte nicht weit vom Zündloch und sagten: Entweder Geld oder Blut. Darauf ließ der Kaiser ihnen antworten, sie sollten sich zufrieden geben, sie würden am nächsten Tage bezahlt werden. Sie aber wollten nicht abziehen, wenn sie nicht versichert würden, daß sie ungestraft bleiben sollten, weil sie dem Kaiser vor das Losament gerückt wären. Das versprach ihnen der Kaiser, so zogen sie ab, wurden am nächsten Tag bezahlt und entlassen."

Der Kaiser machte für das Verhalten der Landsknechte, die kein Bedenken getragen hatten, unter Androhung von Gewalt den Sold von ihm zu fordern, ihre Hauptleute verantwortlich. Er ließ deshalb am nächsten Tage heimlich einige von Ihnen aufgreifen und an den nächsten Galgen hängen.

Es ist schon in dem soeben wiedergegebenen Bericht angedeutet, in welcher Gefahr die friedliche Bewohnerschaft einer Stadt lebte, wenn der Sold ausblieb. Dann bestand die Möglichkeit, daß der Landsknecht sich kurzerhand beim Bürger und Bauern das holte, was ihm von seinem Kriegsobersten vorenthalten wurde. Dann lösten sich wohl die Heere auf, aus dem diszipliniert Landsknechthaufen wurden plündernde Räuber- und Mörderbanden, und Not und Jammer hielten überall ihren Einzug. Die Knechte „garteten" dann, wie sie es harmlos nannten, d. h. sie gingen in die Gärten der Bauern, um sich einen Kohlkopf oder ähnliches zu holen. Das war der Anfang, aber bei dem Kohlkopf blieb es nicht, ein Huhn, ein Schwein und eine Kuh wurden auch mitgenommen, und wenn der Bauer sich wehrte und vor allem auch seine Schätze an Geld und Geldeswert nicht herausrücken wollte, dann zündeten sie ihm das Dach über dem Kopfe an und es gab Mord und Totschlag.

Aber so war es allenthalben, wenn das liebe Geld nicht vorhanden war und die, die es hatten, die Taschen zuhielten und nicht leihen wollten. Dann war es schlimm bestellt mit der Kriegführung des Fürsten, und die Feldobristen, von denen mancher in den vorhergehenden Feldzügen nicht nur manchen harten Taler, sondern auch güldene Dukaten in schwerer Menge auf die Seite gebracht hatte, mußten einspringen.

Friedrich Just: / **Der Wandale.**

XV. Der Beutezug.

In der Wandalensiedlung lebt jede Sippe für sich. Je länger je mehr bilden sich zwei Parteien, die „Siedler" um Fridubalth und die „Krieger" um Thrasager. Ein gemeinsames Thing ist nicht mehr möglich. Und gottesdienstliche Zusammenkünfte finden getrennt im Heiligen Ring der Theudelindis und in der Bergesschlucht bei „Bösendorf" statt.

Thrasager achtet grundsätzlich die Grenzen der einzelnen Sippensiedlungen nicht. Er läßt sein Vieh weiden, wo und wie es will. Und niemand wagt ihn deshalb zur Rede zu stellen. Die Betroffenen wenden sich an Fridubalth. Aber der rückt schmerzbewegt mit den Schultern. Auf einen Bruderkampf und Blutrache will er es nicht ankommen lassen. Erst müßten alle noch mehr anwachsen auf dem Boden, vor allem müßte das jüngere Geschlecht hier Heimatwurzeln treiben. Dann könnte auch mit Erfolg gegen Grenzschädiger und Bodenrechtsbrecher vorgegangen werden. Den Alten müßte Zeit gelassen werden, die überkommenen Anschauungen von Arbeit und Ehre der neuen Zeit des Bodens und Pfluges anzupassen. Solch Bescheid erhält aber Fridubalth auch nicht die Freunde. Was nutzt die Arbeit, wenn sie nicht Schutz findet? Thrasager findet darum immer mehr Anhang, wenn nicht aus Zuneigung, so doch aus Furcht.

Es geht das Gerücht, daß er Entscheidendes plane. Es fehle nur noch das Menschenopfer, das dem göttlichen Zwillingspaare gebracht werden müsse, um den Zeitpunkt zur Wanderung auf Kampf und Beute zu bestimmen.

Da kommt eine Mißernte. Eine anhaltende Dürre versengt die Saat.

Thrasager und seine Anhänger streuen den Argwohn aus, das sei die Strafe der Zwillingsgötter für ihre Ersetzung durch den Pflug und für das Abweichen von der waffenfrohen Väterart. Fridubalth verliert seine letzten Anhänger. Auch die Hohinge werden an ihm irre, als sie die Mühe ihrer Arbeit durch die Dürre vernichtet sehen.

Nun findet Thrasager mit seinem Drängen auf Wanderung, Waffentat und Beute überall offene Ohren. Seit er von dem Zusammentreffen mit den Waldleuten erfahren hat, haben seine Pläne eine Richtung bekommen. Dort ist eine Gelegenheit zu Waffenkampf und Beute. Jetzt gelingt es ihm auch, Andawit von Fridubalth abwendig und zur Wegweisung und Führung zu dem Wohnplatz der Waldleute willig zu machen.

*

Wulfgard spielt mit dem Knaben in der Stube. Das ist ihre Lieblingsbeschäftigung und Freude. Und der „Findling" ist ihr auch wohl am meisten zugetan. Wenn aber Wulfo kommt, weiß er nicht recht, wen er am liebsten hat. Das kommt wohl daher, daß ihn Wulfo an jenem Winterabend am Herzen getragen hat.

Heute ist der „Findling" so ängstlich, will sich von Wulfgard nicht trennen und fängt ohne Grund an zu weinen. Was nur der Junge haben mag? Ob er krank ist?

Mit einem Mal ist es Wulfgard so, als ob draußen laut gerufen wird. Ein Getöse ist da, auch Schreie werden laut. Sie will aus der Tür hinaus, um nachzusehen, was dort draußen geschieht. Aber der „Findling" hängt sich an sie, schreit und läßt sie nicht hinaus. Das Lärmen und Getöse wird lauter.

Da wird die Tür aufgerissen. Wulfgrim stürzt herein. Blut- und schweißbedeckt. „Wulfgard schnell auf den Fluchtpfad! Räuber sind über uns! Wulfbrand und Wulfo sind tot. Schon brennen die Hütten am See!"

Mit groß aufgerissenen Augen starrt Wulfgard ihn an. An seinem todernsten Gesicht und an seinem Blut muß sie erkennen, daß er kein Märchen erzählt. Da sie aber noch zaudert, ergreift er das Kind. Das aber schreit und langt nach Wulfgard. Nun erwacht sie aus der Betäubung, nimmt das Kind auf den Arm, drückt es an die Brust und läuft hinter Wulfgrim her. Von unten am See schlägt ihr Rauch und Lohe entgegen. Auch Kampflärm und Todesgeschrei.

Bei dem Qualm aber kann sie nichts Genaues erkennen. Sie laufen die andere Seite des Hügels hinab. Dort dehnt sich ein Sumpf aus. In dem Sumpf läuft im Zickzack ein schmaler Fußpfad, der als solcher gar nicht kenntlich ist. Nur für einen Fuß bietet er festen Grund. Jeder Tritt daneben bedeutet den Tod. Das ist der Fluchtpfad, die letzte Rettung der Siedlung. Nur Eingeweihte kennen ihn, nur in höchster Not wird er beschritten.

Jetzt ist Todesnot da. Jetzt hastet Wulfgrim und hinter ihm Wulfgard mit dem Kinde über den Sumpf.

Endlich sind sie auf festem Lande. Hinter ihnen loht auf dem Wohnhügel die Flamme auf, und wüstes Beutegeschrei schrillt.

Doch die Geretteten haben keine Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Wulfgrim pfeift, und drei Pferde kommen angesprungen. Die sind immer auf dieser Seite für die Fälle der Not auf Weide.

Wulfgrim besteigt eines, Wulfgard das zweite, und das dritte trabt mit.

Wohin? Zunächst nur weg aus dem Lichtschein des Feuers und der Nähe der Räuber!

Nach einem langen scharfen Galopp, als die Pferde keuchen, wird Halt zur Beratung gemacht. Wohin?

Wulfgrim erzählt: Die Räuber sind überraschend gekommen. Und sie haben sofort die Knechte niedergeschlagen Wulfbrand und Wulfo haben gerade Zeit gehabt, Speer und Schwert zu ergreifen, da sind die Feinde schon über sie gekommen. Wulfbrand hat mächtig um sich gehauen und mehrere Angreifer niedergeschlagen, aber ein großer Breitschultriger mit einem aufgesperrten Eberrachen auf dem Helm hat ihm den Speer durch die Brust gejagt. Auf Wulfo sprang einer zu, der sah aus wie der Andawit, der von den Hasdingen zu uns mitgesandt wurde. Aber der kann's ja nicht gewesen sein, denn dann müßte er Verrat geübt haben. Wulfo holte mit seinem Schwert aus und schlug zu. Da flog der Kopf des Räubers glatt vom Rumpf auf den Boden. Weiter habe ich nicht gesehen; denn nun war ich selber in den Kampf verwickelt. Ich habe auch wacker zugeschlagen. Als mein Gegner mir zu Füßen lag, habe ich schnell Umschau gehalten. Ich sah, wie Wulfo gerade von dem Breitschultrigen mit dem Eberhelm niedergestreckt wurde und daß unsere Leute alle kampfunfähig waren. Da dachte ich an dich und — das weitere weißt du."

„Wohin?"

„Nach Hasdingheim. Zu unserem Jagdfreunde. Ich weiß den Weg. Nein, der Andawit kann es nicht gewesen sein. Aber ähnlich sah er ihm. Mag sein, wie ihm wolle: in Hasdingheim ist eine Seherin, Theudelindis heißt sie, zu der bringe ich dich und das Kind."

So reiten sie durch den Wald in der Richtung nach Hasdingheim. Sie gönnen sich nur soviel Ruhe, als die Pferde Zeit zum Weiden und Verschnaufen brauchen.

Unterwegs will Wulfgard der Schmerz über den jähen Verlust von Vater und Bruder, von Haus und Heimat überkommen, aber der „Findling" in ihrem Arm zwingt sie, sich zu fassen, das Kind zu betreuen und mit ihm zu spielen.

Nun haben sie die Wandalensiedlung erreicht. Die Pferde sind auch am Umsinken. Das Kind aber ist munter, schier als ob ihm der anstrengende Ritt nichts bedeutet habe.

Am Heiligen Ring steht Theudelindis, weiß und hehr Sie hat den Blick nach dem Walde gewandt und hält die Hand über die Augen gelegt. Schier, als ob sie warte.

Wulfgrim hält vor ihr. Er ist aber so erschöpft, daß er kein Wort herausbekommt und auch nicht vom Pferde springen kann. So will Wulfgard reden.

Aber das Kind kommt ihr zuvor, streckt die Ärmchen nach der Seherin aus und lallt: „Teuli! Teuli!" Nun ist auch Wulfgrim vom Pferde gerutscht und nähert sich Theudelindis.

Sie ist sehr erstaunt über sein plötzliches Erscheinen, begrüßt ihn aber herzlich als lieben Bekannten.

Nur stockend kann er von dem Überfall und der Flucht berichten. Theudelindis Gesicht wird immer mitfühlender und umfaßt Wulfgard mit schwesterlicher Liebe.

Die ist inzwischen vom Pferde gestiegen.

Theudelindis breitet die Arme um sie und drückt sie samt dem Kinde an ihr Herz, während ihr die Tränen in die Augen treten. Der Knabe umfaßt mit seinen Armen den Hals der Seherin und läßt ihn nicht los.

Als sie ihn auf den Arm nimmt, sieht sie den gedrehten Ring an seinem Halse. Sie stutzt und ruft: „Woher hat der Knabe den Ring?"

„Den hat er um den Hals gehabt, als ihn mein Vater und mein Bruder bei der toten Mutter gefunden haben."

„Das ist der Ring, den mein Bruder Theudofrid seiner Braut Thrasaburgis geschenkt hat. Hier ist die Rune der Hasdinge, der fliegende Pfeil. Du bist der Sohn meines Bruders, das Kind der Thrasaburgis, Fleisch von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut."

Wulfgard muß erzählen, wie sie zu dem Kinde gekommen ist. Als sie geendet, drückt Theudelindis den Hasdingsprößling an ihr Herz: „Findling, du hast heimgefunden."

Familienforschung.

Von Dr. Walter König-Beyer.

Es gibt noch manche Menschen, die Familienforschung als eine unnütze Liebhaberei ansehen, womit man sich seine Freizeit vertreibe, und der Familienforscher gilt für manche noch als ein Sonderling, der über alten Büchern die Gegenwart vergißt. Die Zeit liegt noch gar nicht allzu lange hinter uns, da man in aller Öffentlichkeit jeden Familienforscher als unverständlichen Narren ansah, der der Umwelt Lebewohl gesagt hätte. Die Zeiten haben sich indessen geändert, und der Familienforschung ist ihr wohlverdienter Platz angewiesen worden.

Was ist Familienforschung?

Die Familienforschung befaßt sich nicht nur mit Menschen, die in der Geschichte eine besondere oder hervorragende Rolle eingenommen haben, sondern mit jedem einzelnen. Den Familienkundler beschäftigt nicht nur die hervorragende Stellung einer Person, sondern jeder Mensch, selbst wenn er die kleinste unscheinbarste Rolle im Leben gespielt hätte. Gerade darin liegt die Eigenheit der Familienforschung, daß sie auch jenes Stücklein still erduldeter Menschheitstragödie eines einfachen Menschen erfaßt und zu veranschaulichen sucht. Der Lebenskampf eines jeden steht einzig da und fußt auf den Voraussetzungen, die seinem Leben vorangingen. Jeder Mensch ist abhängig von diesen Voraussetzungen, die ihm seine Voreltern geschaffen; einerseits die körperlichen und geistigen Veranlagungen, die jeder von uns von seinen Eltern mitbekommen, andererseits die Umwelt, die unsere Voreltern zum Lebensort ausgewählt haben und in die wir hineingeboren worden sind, sowie die, in der wir erzogen und gebildet wurden. Jeder unserer Vorfahren hat ein eigenes Stück Geschichte gehabt, wenn sie auch oft unbedeutend scheint. Jeder von ihnen trug aber etwas von dem mit sich herum, das wir auch in uns haben und das kennen zu lernen wir verpflichtet sind.

Unser Leben ist verbunden mit einer Reihe von vielen Vorfahren. Bedenken wir, daß jeder von uns 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern, vor etwa 3 Jahrhunderten aber etwa 1024 lebende Vorfahren gehabt haben muß, die alle wiederum in ihren Eigenschaften zu unserer heutigen Veranlagung beigetragen haben! Jeder, dem diese Tatsachen einmal zum Bewußtsein gekommen sind, wird in der Familienforschung niemals eine lästige unnütze Tätigkeit erblicken, sondern eine selbstverständliche Familienpflicht.

Aus der Geschichte des Lebens unserer Vorfahren lernen wir die Familie als eine unbedingt notwendige Grundform des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart und Zukunft kennen und schätzen. Die Familie veraltet nicht. Das Gegenteil zu behaupten, blieb in der Nachkriegszeit gewissenlosen Volkszerstörern vorbehalten. Die Familie ist immer das Natürlichste und Ureigentümlichste eines jeden Lebewesens. Sie ist und bleibt die Keimzelle des Staates. Krankte diese wichtigste gesellschaftliche Grundform der Familie, so würde auch der Staat kranken. Nur aus der Keimzelle menschlichen Lebens, aus der Familie heraus ist dem Volke und überhaupt der Menschheit Gesundung und kulturelle Höherentwicklung beschieden. Jeder einzelne von uns trägt die Verantwortung für das Wohl von Volk und Staat durch die Gesunderhaltung und Pflege der eigenen Familie. Zur Gesunderhaltung und Pflege der Familie gehört aber als Voraussetzung immer die Erkenntnis von der Familie. Zur Kenntnis der eigenen Familie führt wiederum nur die Erforschung der Voraussetzungen zu unserem Eigenleben, und das ist Familienforschung. Damit wird Familienforschung zur völkischen Pflicht eines jeden einzelnen Volksgenossen. Wer nichts dafür übrig hat, tappt als Blinder in den Alltag hinein und wird zum gewissenlosen Schädling der Volksgemeinschaft.

Es ist bisher auf der Welt nichts geschaffen worden, das nicht aus der Seele eines Menschen, aus Lust und Liebe hervorging. So ist es bei unserer täglichen Arbeit, so bei unseren Nebenbeschäftigungen, so mit jedem unserer Gedanken. Jemanden zu einer Betätigung bringen, von deren Zweck er nicht überzeugt sein kann, ist wertloses Bemühen. Das gilt besonders für die Familienforschung. Was hätte es für einen Sinn, allen Menschen lediglich einreden zu wollen, sich Stammbäume und Ahnentafeln anfertigen zu lassen; wären sie ausgearbeitet, hätte man oft keine weitere Verwendung. Man frage in manchen Kreisen von Stammbaumforschern einmal herum nach dem Zweck ihrer Arbeit „beim Ausgraben eines Adeligen", und man wird oft hören, Familienforschung oder Stammbaumforschung sei eine interessante Liebhaberei, womit man sich seine freie Zeit vertreibe. Mit Recht bekämpfen wir solche Verzerrungen wertvoller familienkundlicher Bestrebungen. Eine Familienforschung als bloße Stammbaum- oder Ahnentafelfabrikation ohne weitere Zielsetzung muß jeder vernünftige Mensch ablehnen. Ein Schuster, der nur bemüht wäre, Verzeichnisse seiner erzeugten Schuhe anzulegen, ohne auf deren Güte und Verwendbarkeit zu achten, würde für irrsinnig erklärt werden. Beim Familienforscher will man das nicht immer einsehen. Eine jede Betätigung muß einen Gehalt, einen Zweck haben, und da der Zweck einer wertvollen Familienforschung mit dem Lebenszweck eines jeden Menschen zusammenfällt, ist die familienkundliche Betätigung eines jeden von uns eine selbstverständliche Pflicht. Durch Erforschen des Stammbaums oder der Ahnentafel gelangt man zum Erlebnis der eigenen Familie und ihres Lebensraumes, der Heimat. Unser Lebenskampf ist nichts anderes als der Kampf um unsere Art. Nur wer im Sinne seiner Familie, seines Volkes und seiner Rasse handelt, handelt in dem seines natürlichen Lebensgesetzes. Um sein Leben so zu gestalten, wie es das in ihm liegende Lebensgesetz verlangt, muß man die Eigenheiten und Merkmale seiner Familie in Vergangenheit und Gegenwart feststellen, soweit das nur irgendwie möglich ist.

Die Familienforschung zeigt uns die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit aller Volksgenssen — besonders für die Deutschen im Auslande — sie führt den Begriff Volk und Rasse erst klar und eindringlich vor Augen. Sie läßt uns erkennen, daß wir deutschen Menschen nicht nur durch den gemeinsamen Lebensraum und den Staat untereinander verbunden sind, sondern durch Gewaltigeres: die natürlichen Bande des Blutes und der geimeinsamen Abstammung. Stand, Besitz, Einkommen und politische Grenzen stecken in einer früheren Zeit widernatürliche Grenzpfähle zwischen uns. Unseres Volkes einzige Anlagen, Charakter und Seele aber schlummerten nur in uns und wollten erkannt sein. Der Erkenntnis unserer Zeit erst blieb die Feststellung vorbehalten, daß der Mensch nicht das Ergebnis seiner Umgebung und Erziehung ist, sondern daß ihm die Anlagen und Fähigkeiten schon in der Erbmasse zugeteilt sind. Und jede Familie muß naturgemäß ihren Stolz daran sehen: zu wissen, inwieweit sie innerlich blutsmäßig zum Volke gehört. Nur die Erforschung der Familie führt zum Bewußtsein der Zusammengehörigkeit.

Besonders verwiesen sei in diesem Zusammehang auf das ausgezeichnete Stammbuch „Blut und Boden", das von der „Deutschen Vereinigung" herausgegeben wurde. Es ist ein guter Helfer bei der Forschungsarbeit und kann für nur wenige Groschen bei den Ortsgruppen der „DV" und in den deutschen Buchhandlungen bezogen werden.